

Nr. 219 — Bydgoszcz / Bromberg, 24. September — 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(12. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Einige Tage darauf, als Joachim Hinzpeter abends vom Fischerhause nach Jessenow ging, traf er unterwegs Felix Teubener. Mit einem knappen Gruß wollte er an ihm vorübergehen, aber er mußte schon den Schritt verhalten, da Teubener keine Miene machte, den nicht sehr breiten Weg freizugeben.

„Eine Bitte habe ich an Sie, Herr Hinzpeter, — mich einige Minuten anzuhören. Wenn Sie in Erwägung ziehen, daß ich hier schon eine Stunde auf und ab pendele und auf Sie warte, werden Sie mir meine Bitte nicht abschlagen. Ich verspreche Ihnen auch, daß ich Ihnen kein Auto andrehen will, wenn meine Kasse eine Auffüllung auch schon vertrüge."

„Ich wüßte nicht, worüber wir uns zu unterhalten hätten. Und darum glaube ich —"

„Unsere Unterredung ließe sich von mir erzwingen. Da dieser Weg öffentlich ist, könnte ich neben oder hinter Ihnen hergehen. Aber unbequem wäre das. Ich führe nichts Böses im Schilde. Ich stelle Ihnen anheim, mich auf Waffen zu untersuchen."

„So sprechen Sie!" Hinzpeter sah ein, daß Teubener nicht abzuschütteln war. Eine Klette war er. Man wurde in seiner Gegenwart ein unbehagliches Gefühl nicht los.

„Auf einer Dienstreise war ich. Genau drei Monate! Die Fahrkarte hatte der Staatsanwalt ausgestellt. Ihnen kann ich es sagen, wenn ich aus Geschäftsrücksichten auch keinen Wert darauf lege, daß es im Dorf bekannt wird. Absichtlich erzähle ich Ihnen davon."

„Warum?"

„Damit Sie sehen, daß Hemmungen, die Sie vielleicht bei anderen Leuten voraussetzen, bei mir nicht vorhanden sind."

„Das klingt stark nach einer Drohung."

„Es soll keine sein. Sie sollten nur über mich im Bilde sein."

„Das bin ich ohnehin."

„Diese Feststellung erleichtert mir meine Aufgabe."

„Die Einleitung war lang genug. Kommen Sie zur Sache. Was wollen Sie von mir?"

„Als ich vorgestern zurückkehrte, erzählten mir die Leute, daß Sie sich mit Gesche Fabrizius verlobt hätten —"

„Erstens gibt es für Sie nur ein Fräulein Fabrizius, zweitens haben Sie sich nicht darum zu kümmern, was ich getan oder nicht getan habe."

„Ich höre aus Ihren Worten heraus, daß die Verlobung eine vollzogene Tatsache ist. Damit wäre die Plattform für unsere Unterredung geschaffen."

„Ich verbitte mir —"

„Darf ich Sie daran erinnern, daß Sie mich ruhig anhören wollten? Ich habe Ihnen — es war eine Dummheit! — in einer Groglaune verraten, daß mir Fräulein Fabrizius mehr bedeutet als die hiesigen Dorfgänse, daß ich, da Bescheidenheit nicht meine starke Seite ist, sogar dem Medizinalrat und seiner Tochter angedeutet hatte, daß ich bereit wäre, in engere Verbindung zu ihnen zu treten. Natürlich habe ich nicht im Ernst geglaubt, daß ein Anrüchiger, Vorbelasteter, auch wenn er in einem tadellosen Sechszylinder vorfährt, bei dieser Werbung Erfolg haben könnte, aber immerhin wollte ich für alle Fälle das Meinige getan haben."

„Herr Teubener —" Hinzpeter sprach fast väterlich, „geht Ihnen denn jedes Fingerspitzengefühl dafür ab, daß es ein Unding ist, wenn Sie mir dies alles erzählen? Zwischen uns beiden gibt es doch keine Auseinandersetzung darüber. Am wenigsten begreife ich, daß Sie sich deswegen die Mühe machen, hier auf mich zu warten."

„Sie werden es gleich begreifen. Ich bin noch nicht am Ende. Ich habe mich damit abgefunden, daß Gesche — Verzeihung — daß Fräulein Fabrizius damals überhaupt nicht den Mund aufgemacht, sondern mich angesehen hat wie ein exotisches Tier, das allerhand seltsame Sprünge macht, habe es auch dem Vater nicht sehr verübelt, daß seine Aufforderung, das Haus zu verlassen, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Aber das alles kann mich nicht hindern, an Fräulein Fabrizius zu denken, aufzupassen, daß sie im Dickicht des dummerhaftigen Lebens nicht irgendwo steckenbleibt."

„Nach meiner Auffassung bin ich jetzt derjenige, der diese Aufgabe zu erfüllen hat. Und ich werde sie erfüllen und muß Sie schon ersuchen, sich einen anderen Gegenstand Ihrer Betreuung zu suchen."

„Ich nehme zur Kenntnis, daß Fräulein Fabrizius in Ihrem Schutz steht. Trotzdem werde ich sie im Auge behalten; aus der Ferne zwar, aber doch so, als wenn ich die Verantwortung trüge."

„Herr, Sie sind verrückt!"

„Mögen Sie es so nennen. Vielleicht denke ich anders als der Durchschnitt. Darauf kommt es nicht an. — Jedenfalls — und das ist, was ich Ihnen zu sagen habe — können Sie damit rechnen, daß Sie mir für Gesches Geschick einzustehen haben! Und mögen Sie noch so oft sagen, daß mich das nichts angehe, so sage ich Ihnen, daß ich allein zu bestimmen pflege, was mich angeht."

„Ich lehne es ab, Ihnen auf Ihren hirnverbrannten Unsinn noch zu antworten."

„Das ist mir gleich. Wichtig war allein, daß Sie mir zugehört haben. Vor uns sind die ersten Häuser von Jessenow. Ich werde Sie jetzt vorausgehen lassen, damit Ihr Gemüt nicht belastet wird, wenn Leute Sie in meiner Gesellschaft sehen sollten. Wir wissen nun beide, wie wir zueinander stehen. Sollte — hören Sie genau zu — Gesche auf irgend eine Weise — wie sagte ich vorhin: — ins Dickicht kommen, gar durch Ihre Schuld, Herr Hinzpeter, dann würde ich von Ihnen harte Rechenschaft fordern. Ich würde sie fordern auf meine Weise. — Und nun können Sie gehen."

Teubener war in der Nacht verschwunden. Wo er so plötzlich hingegangen, konnte Joachim nicht feststellen. Er versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen. Vergebens. Nicht mehr zu sehen oder zu hören.

Mit ganz benommenem Kopf ging Hinzpeter weiter; er wußte nicht, ob er verächtlich lachen oder sich ärgern sollte über die Anmaßung eines Menschen, der ihn wie einen Schuljungen behandelt, ihm Verhaltungsmaßregeln gegeben und ihn dann nach Hause geschickt hatte.

Noch lange konnte er diese Unterredung nicht aus den Gedanken loswerden. Wenn der Teubener auch ein ausgesprochener Narr war, so konnte man ihm im Grunde nicht gram sein. Steckte doch mehr hinter ihm, als man im Dorf vermutete? War nicht gar eine Spur von Größe darin, wenn er seine Hand über Gesche hielt, über Gesche, die ihn abgewiesen hatte? Oder — auch das war möglich — hatte er gar nicht im Ernst gesprochen, sondern ihn nur ungeheuerlich gefoppt? Aber dem widersprach die unverhüllte Drohung; freilich war es eine Drohung gewesen, mit der sich kein Richter befassen würde. Es war ja überhaupt Unsinn, den Gedanken nur zu erwägen, gegen Teubener Anzeige zu erstatten. Keinem Menschen würde er von dieser Begegnung, die sein Mannestum empfindlich getroffen hatte, etwas sagen können. Auch Gesche nicht. Ihr erst recht nicht. Es mußte ein unerträglicher Gedanke für sie sein, sich vorzustellen, daß da ein Narr, ein skrupelloser Wichtigtuer war, der aufpassen wollte, daß ihr Verlobter, ihr Mann ihr nichts tat. Toll war das. Aber Teubener fiel eben aus der Rolle und war nicht mit dem Alltagsmaß zu messen. Etwas Ähnliches hatte er ja selber von sich gesagt.

Am besten war es, so zu tun, als habe die Begegnung am See nie stattgefunden, sich auch gedanklich nicht mehr damit zu beschäftigen. Die Tage im Dorf Jessenow waren ohnehin gezählt. Das Zimmer bei Prüß hatte er auch schon gekündigt. Mochte aus der Jagd werden, was da wollte. Seine Tage hatten jetzt einen besseren Inhalt.

*

Steh auf, Joachim Hinzpeter, die Septembernacht wird kühl! Es kommt zwar nicht darauf an, ob du dich noch erkältest, aber du meinst gewiß auch, daß du die letzte innere Sammlung nur in der Fischerhütte selber finden kannst, in den Räumen, wo jedes Stück von Gesche spricht. — Diese Räume sind euch auch in Lübeck nicht fremd geworden, als Gesche schon deine Frau war. Wenn ihr in eurer Wohnung am Geibelplatz standet und hinunterschautet auf die von Nebel und Dunst umsponnenen, ineinandergeschachtelten Dächer des Heiligen-Geist-Hospitals, dann spracht ihr vom kommenden Sonnabend. Der Vater hatte geschrieben, daß Schorsch ein paar tüchtige Aale aus dem See geholt habe, die auf euch warteten.

Es war selbstverständlich, daß ihr fast jedes Wochenende in der Fischerhütte verbrachtet, mochte es Sommer oder Winter sein. Sogar im Winter aber habt ihr hin und wieder eine Stunde in der Geburtstagshütte verweilt; Schorsch hatte einen kleinen Kanonenofen hineingestellt, und so konntet ihr euch freuen an dem Rauhreif, der die Zweige der Erlen und Weiden überpudert hatte, an den Schilfhalmen, die weiße Bärte trugen, an der winterlichen Sonntagsstille dieses Erdenflecks.

Das Jahr mit Gesche war ein Traum. Und plötzlich war er zu Ende.

Warum mußte er zu Ende sein? Laß das Grübeln, Joachim! Gesche war Gesche — nein, das war sie eben nicht, sie war ein Teil von dir. Am tapfersten war sie, als sie nicht mehr — so glaubte sie — für dich leben konnte. Da starb sie für dich. Das war der Sinn ihres Lebens. Sie brachte sich dir zum Opfer. Kann eine Menschenhand noch nach Größerem langen? Das Opfer, dieses stille Davongehen für einen anderen, wird auch nicht verkleinert, wenn es — wie du in deinem Falle meinst — umsonst gebracht ist. Nicht auf den Erfolg kommt es an, sondern auf die Tat selber.

Aber geh ins Haus, Joachim, und beschließe drinnen in Gesches Wänden diese Feierstunde. Der Mond steht schon über den beiden Hängebirken; du weißt, über den Birken, die Gesche fast mit Inbrunst geliebt hat. Du mußtest den Wagen anhalten, als ihr im Frühling aus Lübeck kamt. „Meine Birken, Joachim!“ Sie hatten sich in der letzten Woche ein Kleid aus grüner Seide übergeworfen. Alles, was du auch denkst in dieser Nacht, Joachim, hat den gleichen Mittelpunkt: Gesche. Sie ist wie ein Magnet, der deinen letzten Gedanken an sich reißt.

Weit nach Mitternacht muß es sein. Du hast die Gedenkstunde in der Hütte länger ausgedehnt, als du wolltest. Aber jetzt zieht es dich ins Haus. Du denkst flüchtig an den dunklen Medizinschrank, der rechts neben dem Bücherregal steht.

Noch ist es nicht so weit! Zwei Stunden bleiben dir wohl noch. Das letzte Jahr soll an dir vorüberrollen. Tage des Glücksüberschwangs willst du herbeiholen und auch den Tag, an dem das Schicksal dich niederknüppelte und dann mit einem Grinsen weiterzog. Nein, herbeiholen brauchst du diesen Tag nicht, er kommt von selber.

Die Nacht ist dunkler geworden. Geh bedachtsam den Steg entlang. Ein loser Wind spielt mit den starren Schilfhalmen. Ist es ein Flüstern von einem neuen Tag, der da kommen will? Du schüttelst den Kopf, willst an keinen neuen Tag mehr denken, meinst, daß ein herabfallender Stein keine Möglichkeit zur Umkehr habe. — Joachim Hinzpeter, du vergißt, daß ein Menschentag nicht allein von der Physik bestimmt wird. An deinem Weg stand Gesche. Vielleicht — vielleicht, Joachim! — merkst du noch ihre führende Hand.

Langsam gehst du den Steg. Schorsch hat ihn angelegt. Für Gesche — oder auch für mich? Leise wispern die Wellen gegen die Stützen. Es ist, als erzählen sie, hier bist du gegangen, mit Gesche, warst glücklich. Und sie erzählen weiter, die kleinen Wellen, und auch das leise sich wiegende Schilf. Diesen Steg ging Gesche in die Hütte, sie war ihr Lieblingsplatz. Und jetzt gehst du allein, allein den Weg zurück. Und dann — —?

Die Haustür ist offen. Warum solltest du sie verschließen? Es wäre unnötig. Ganz unbewußt legst du im Flur Hut und Mantel ab, hängst beides an die alte Stelle. Zünde die Petroleumlampe an! Du hast lange genug im Dunkeln gesessen.

Eine ganze Wand wird eingenommen von den Büchern des Medizinalrats. Die buntfarbigen Rücken der Einbände leuchten auf. Deine Hand zuckt. Was wolltest du wohl mit den medizinischen Werken? Öffne den Bücherschrank, in dem findest du vielleicht, was du suchst. Du greifst nach dem in Leder gebundenen „Faust“? Denkst du an eine bestimmte Stelle? Bald hast du sie gefunden.

Faust holt die kristallene Schale herunter, um sein Erdenwallen abzuschließen.

Lies die Worte laut!

„Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht;
Mit brauner Flut erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele
Als festlich froher Gruß dem Morgen zugebracht!“

Reck dich, Joachim Hinzpeter! Wirf die Arme gegen die Decke! Die Worte geben dir Auftrieb und Stärke. Und lächeln kannst du gar. Kein Muskel zittert, als du den Band zurückstellst und die Schranktür schließt. Dein Blick streift nun den andern Schrank, der Fläschchen und Büchsen und Salben birgt. Du bist lange genug im Hause aus- und eingegangen, um zu wissen, welche Fläschchen in Frage kommen. Gesche hat es auch gewußt.

Beinahe ist etwas wie Feststimmung in dir, als du dich nun in den alten Fischerstuhl fallen läßt, in dem Gesche gesessen hat, als du die erste Schachpartie mit dem Medizinalrat machtest. Ist noch ein Hauch ihrer Persönlichkeit um dich? Ja, darum mußtest du die Schilfhütte verlassen. In den niedrigen Räumen der Fischerhütte ist Gesche dir noch näher. Zum Greifen nahe hast du vor dir das Bildwerk von Marianne Fabrizius, der Mutter Gesches; in weichem Licht der Lampe verschwinden die Umrisse.

Öffne das Fenster und laß die kühle Nachtluft um deine Stirn streichen. Das Jahr mit Gesche soll wieder lebendig werden. Oder war es ein Jahr, an dem auch Hanna ihren Anteil hatte? Das ist schwer zu sagen. Die Grenzen laufen ineinander. Aber warum willst du Grenzen ziehen?

Beide Frauen, Gesche und Hanna, sind um dich gewesen; es ist nicht mehr als billig, wenn du dein Sinnen zu beiden schickst.

Nach einem Anfang suchst du? Nimm einen Novemberabend. Ein Vierteljahr war Gesche schon deine Frau. Da machtest du, da machte sie die Entdeckung, daß du an einer Hypothek trugst, die noch nicht ganz gelöscht war.

(Fortsetzung folgt.)

Grummet.

Eine Bauerngeschichte von **Hans Hermann Wilhelm.**

Den ganzen Tag hatte die Sonne sengend auf die Wiesen herabgebrannt. Für den Wanderer, der im Schatten dichter Laub- und Nadelwaldungen den Fluß sah, zu dessen beiden Seiten sie sich grün und saftig, wellig und unermeßlich erstreckten, boten sie inmitten des schmalen, glitzernden Wasserlaufes einen erfrischenden und in der bereits herbstlich verödenden Felderebene belebenden Anblick. Wer aber wie der Bauer Imke mit Frau und Tochter den ganzen Tag auf der Wiese mit Wenden, Harken und Aufladen zu tun hatte, der verwünschte die unzeitgemäße Hitze und ließ mehr als einmal die Augen am Himmel wandern, ob nicht irgendwo in seiner tiefen Bläue Wolken sichtbar wurden.

Kräftige Gestalten waren es alle drei, der Bauer in Hose und Hemd, den alten Strohhut tief ins Gesicht gezogen, seine Frau und die blonde Alma, noch jung und schlank.

Nach dem Abendessen ging der Bauer in den Krug; der Tag war heiß gewesen und der abendliche Trunk wohl verdient. Im Weggehen sah er, wie sich Alma im Garten zu schaffen machte. Sie tat so, als ob sie Obst auflese, — aber es konnte nicht schaden, wenn sie das Gefühl behielt, daß er ihr keine Freiheit gab. Ein harter Zuruf trieb sie in das Haus zurück.

Dort sah sie ihre Mutter, die, wie es ihr schien, bekümmert und mitleidig ihre Flucht aus dem Garten verfolgt hatte. Zum erstenmal in ihrem Leben faßte sie sich ein Herz und begann mit ihr von ihrer fremden Sehnsucht zu sprechen. Zwar was sie eigentlich wollte, vermochte sie nicht zu sagen. Was sie in einem anderen Leben als dem gewohnten dörfischen erwartete, wußte sie ja selber nicht. Aber fort von hier wollte sie! Sie wollte in der Stadt zum Herbst eine Stelle annehmen. Sie wollte — Tränen erstickten ihre Stimme — nicht bloß das Geschöpf des Vaters und dessen was sein Leben ausmachte, des Hofes sein, sondern ein eigenes Leben führen!

Die Mutter war so erschrocken, daß sie nicht „Ja" noch „Nein" zu sagen vermochte, aber sie nahm sich vor, mit ihrem Mann über die Not der Tochter zu sprechen. Lange bot sich keine Gelegenheit; aber als sie endlich stockend und stammelnd, in Todesangst, daß er sie und die Tochter schelten würde, von Almas Absicht erzählte, geschah nichts von dem, was sie erwartet hatte.

„Das Haus verlassen will sie?" rief Imke. „Mein Haus verlassen? Soll sie es tun! Sie kehrt von selbst zurück!" Er lachte höhnisch auf, und damit schien die Angelegenheit für ihn erledigt zu sein. Aber wenn er sie fortan zur Arbeit anhielt, glaubte Alma nicht mehr so viel Härte und entschlossenen Willen wie früher zu spüren. Ja, es schien ihr fast, daß er selbst sie nun antrieb, zu gehen, als wäre ihm das Zusammenleben mit ihr, die sich von ihm und des Bauern Arbeit fortsehnte, unerträglich geworden.

„Dir gehört einmal der Hof!" sagte er, als sie, halb hinter der Mutter verborgen, noch einmal mit ihrem Wunsch herausrückte. „Wenn du damit nicht zufrieden bist, kann dir keiner helfen. Arbeit ist des Bauern Leben. Wenn du dich drücken willst, bist du für den Hof nicht die Rechte. Versuch es ein Jahr in der Stadt! Wer zur Grummetzeit, wenn die Heide blüht, nicht heimfindet, der kehrt nie zurück!"

Ein Jahr bedeutet im Leben der Menschen oft nicht viel, ein Jahr geht rasch dahin, zumal wenn es wie das Bauernjahr mit Arbeit ohne Ende ausgefüllt ist. Ein Jahr kann aber auch aufwühlende Erlebnisse und Entscheidungen bringen, die den Menschen so von Grund auf wandeln, daß ihm Worte dafür noch fehlen.

Wieder war es Grummetzeit, und wie im vorigen Jahr arbeitete Imke bis zum dunkelnden Abend auf den Wiesen des Flusses. Er war kaum älter geworden, und herrisch wie immer trieb er seine Frau und die Magd an, die an Almas Stelle mit einer großen Harke das gemähte Gras zusammenharkte. Es mochte sein, daß seine Augen zuweilen unruhig durch das Land schweiften, — aber er blickte wohl nur nach dem Himmel aus, ob er es mit dem Bauern gnädig meinte, solange die letzte Fuhre noch nicht unter Dach und Fach war.

Da erschien am Wiesenrand plötzlich eine Gestalt in städtischem Gewand und Hut. Wäre sie näher gekommen, so hätte man erkannt, wie blaß und durchsichtig sie aussah. Aber sie blieb unbeweglich am Rain stehen. Die Bäuerin wußte sofort, wer es war. Sie hätte am liebsten einen Freudenschrei ausgestoßen, aber die Angst hielt ihre Kehle verschlossen. Dafür schaute sie sich fast die Augen aus, ob ihre Alma in der Stadt das geworden war, was sie in vielen schlaflosen Nächten von ihr erhofft hatte, eine Art von Prinzessin, die es nicht mehr nötig hatte, Magddienste auf dem väterlichen Hof zu tun. Vielleicht war sie gar mit einem Mann im Auto heimgekehrt, war steinreich geworden?

Das Mädchen stand am Wiesenrand, blickte unentwegt zu den auf der Wiese Arbeitenden hinüber, tat aber keinen Schritt vorwärts. Es wartete wohl, daß jemand ihm ein Wort der Begrüßung zurief. Die Mutter hätte es gern getan, aber sie wagte es nicht, und der Alte schien die Tochter noch gar nicht bemerkt zu haben.

Da endlich löste sich Alma von der Stelle und kam mit schnellen Schritten näher. Sie sagte kein Wort, die merkwürdige Dern, sondern nahm der Magd die Harke aus der Hand, setzte ihren städtischen Hut ab und dafür den weißen Slunterhut der Magd auf und begann schweigend, ohne aufzublicken, zu arbeiten.

Nun erst sah die Mutter, wie abgehärmt sie aussah, die so jung und strotzend von Lebenskraft davongegangen war. Auch der Bauer sah es, prüfend glitten seine Augen über ihre Gestalt. Er schien zufrieden und brummte nur etwas, was keiner verstand. Als Alma flink wie einst auf den Wagen kletterte, um Heu aufzuladen, da stieß er ein Lachen aus. Es klang nicht höhnisch, wie es es oft von ihm gehört hatten. Es war ein Lachen tiefen Glückes, das Alma mehr als alle Worte sagte, daß sie wieder in den Familienverband aufgenommen worden war.

Japanischer Ringkampf.

Von **Richard Brunotte.**

Es sind ziemlich genau drei Jahrhunderte verstrichen, seitdem die Japanische Regierung den ersten zünftigen Ringkampf ihres Landes genehmigte. Entsprechend ehrwürdig ist das Alter der Regeln, denen dieser Sport noch immer folgt. Es kann nicht wundernehmen, wenn diese Regeln den Europäer seltsam genug anmuten. Ihre Auswirkung hat schon mancher auf den Bildern festgestellt, die uns den japanischen Ringkämpfer in einer schier überschwenglichen Leibesfülle vor Augen führen. Nur Männer mit einem Körpergewicht von drei bis vier Zentnern sind in der Lage, Meister im japanischen Ring zu werden. Sie tun ihr möglichstes, ihren Speisezettel diesem Zweck dienstbar zu machen. Der Ringer vertilgt das Vierfache von der Nahrung eines Durchschnittsmenschen. Mehrere Kilo Rindfleisch, Haufen von Reis und Gemüse nimmt er täglich zu sich, dazu Reiswein, Bier und Tee in gehörigen Quantitäten. Die Trainingsvorschriften eines europäischen Ringers sind ganz und gar auf den Kopf gestellt.

48 strenge Regeln bestimmen den Sport. Der Ringer darf den Boden nur mit dem Fuß berühren. Sonst hat er den Kampf verloren. Schnelle Arbeit mit den Füßen muß der Ringer verrichten können, sich drehen, wenden, ausweichen. Erlaubter Griff ist allein der nach dem Gürtel des Gegners: Der gewaltige Leib wird in die Höhe gehoben und in den Sand geschleudert oder aus dem Ring geworfen.

Eine lebensvolle Schilderung von dem Verlauf eines japanischen Ringkampfes gab kürzlich Maude Frances in einer ausländischen Zeitung. Es ist, als ob man die moderne Welt völlig verläßt und sich in eine Zeit zurückversetzt, die mehrere Jahrhunderte hinter uns liegt — wenn

man einem der großen japanischen Ringkämpfe beiwohnt, wie sie nur zweimal im Jahre stattfinden. Der Erwerb der Eintrittskarte geschieht noch immer wie einst in dem Teehause neben dem Gebäude, in dem das Spiel stattfindet und das von außen sehr an einen Dom erinnert.

Dann betrittst du das große Amphitheater. Ein seidenes Kissen empfängt dich. Ein Aufwärter befreit dich von deinen Schuhen. Er schenkt dir heißen Tee ein. Er erfreut dich mit behaglichen Fußwärmern und reibt dir das Gesicht mit heißen Handtüchern ab. Dann bringt er den verdeckten Korb, der eine reichliche Mahlzeit enthält. Und das alles zu einem recht geringen Entgelt.

Du blickst in die Arena hinab. Vier kräftige Pfeiler tragen das Dach, das geschweift ist wie bei den japanischen Tempeln. Unter ihm flattern die Embleme der nationalen Religion. Zu Füßen der Pfeiler kauern die Exmeister, die als Schiedsrichter zu wirken bestimmt sind. Über allem aber gebietet der Umpire. Zeichen seiner Würde ist der lackierte Fächer, den einst Generale führten, wenn sie in der Schlacht ihre Befehle gaben. Das Heben und Senken des Fächers verleiht den Weisungen Nachdruck. Das Amt des Umpire ist seit 23 Geschlechtern in derselben Familie in Gebrauch . . .

Dann treten die Ringer auf. Zuerst die geringeren Männer. Sechzig oder noch mehr. Nur die eifrigsten Sportfreunde wohnen auch diesen Kämpfen bei. Der größte Teil der Zuschauer stellt sich erst ein, wenn die Meister zu ringen beginnen.

Endlich klingen die Gongs auf, und die schmetternden Trompetenstöße verkünden das Nahen der Meister. Der Oberkörper der gewaltigen Fleischberge ist entblößt. Bis zum Knie herab reicht die Schürze, mit Verzierungen aus Gold und Silber kostbar geschmückt. Das schwarze Haar ist ungekürzt zum Knoten verschlungen. Am sinnfälligsten verkörpert der Schinto-Gürtel die altgeheiligte Überlieferung.

Und Jahrhunderte alt ist der Ritus, der sich an das Auftreten im Ring knüpft. Es beginnt mit dem feierlichen Gesang des Umpire. Die Ringer bekräftigen mit den überkommenen Gebärden den Ernst und die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung. Sie legen die Linke auf das Herz und strecken die Rechte waagerecht von sich. Tiefes Schweigen ruht über der großen Halle mit ihren zehntausend Zuschauern, wenn die Ringer zur Reinigung schreiten. Sie knien nieder, klatschen in die Hände, werfen das reichverzierte Gewand von sich und stehen im einfachen Leinenhemd da. Dann vollzieht sich die eigentliche Reinigung: Die Männer streuen Salz über ihren Leib, und sie streuen Salz und Wasser über die Arena.

Und nun kommt der Geist des Kampfes über die Ringer. Zunächst äußert er sich lediglich in wilden Gebärden. Die mächtigen Beinsäulen bohren sich in den Sand der Arena. Die Füße stampfen. Die Fäuste hämmern auf die eigenen Armmuskeln. Der Mund, der sich an den bereitgestellten Becken voll Wasser gesogen, speit seinen Strahl in den Ring. Die mächtigen Körper wirbeln herum. Gleich angriffsbereiten Tieren kauern sie im Sand der Arena. Die Spannung wächst ins Unerträgliche. Und dann ist mit einem Mal der Kampf im Gange.

Aber kein unvermuteter Überfall, kein überraschender Angriff ist möglich, der den Gegner mit unwiderstehlicher Plötzlichkeit erledigen könnte. Wer noch nicht zum Kampf bereit ist, schreit: „Matta (Halt)!" Dann muß der Angreifer warten . . . Nicht etwa nur einige Sekunden, sondern bis zu zehn Minuten. Bis vor wenigen Jahren war die Zeit völlig unbegrenzt. Aber dann hat man doch diese Schranke gesetzt.

Im übrigen ist der japanische Ringkampf noch immer fest an die uralten Regeln gebunden. Man darf ihn als eine Art kultische Handlung betrachten. Und man muß der Amerikanerin recht geben, wenn sie meint, daß eine sportliche Veranstaltung solcher Art in ihrem Vaterland nicht denkbar wäre. Aber diese Feststellung spricht nicht eben zuungunsten der Japaner . . .

Der eigentliche Kampf übrigens pflegt sich mit derartiger Geschwindigkeit abzuwickeln, daß der Zuschauer bisweilen überhaupt nicht begreift, was eigentlich vor sich gegangen ist. Er sieht nur einen geschlagenen Mann sang- und klanglos die Arena verlassen

 **Bunte Chronik** 

Die Fischteiche des Lucullus.

Man weiß, daß die alten Römer zu den raffiniertesten Feinschmeckern der Welt gehörten. Der Ruf, den sich Lucullus auf diesem Gebiet erwarb, hat die Jahrtausende überdauert und wird es weiter tun. Er hat ihn allerdings auch verdient. Seine Fischteiche galten als Musteranlagen. Sie waren künstlich angelegt und zum Teil mit Süßwasser, zum Teil mit Seewasser gefüllt. Dort wurden die seltensten Fische, die man aus dem ganzen damals bekannten Europa, Asien und Afrika zusammenbringen konnte, gehalten und bis zu dem Tage, an dem sie auf der Tafel erscheinen sollten, sorgfältig gepflegt. Sie wurden in der Regel in besonders gebauten Schiffen, mit großen Fischbehältern, einer Erfindung der jonischen Griechen, nach Rom gebracht. Die Unterhaltung der Fischteiche kostete Lucullus fabelhafte Summen. Er ging so weit, daß er in der Umgebung von Neapel unterirdische Fischteiche ausheben ließ, damit die Fische dort während des Sommers vor den sengend heißen Strahlen der Sonne geschützt untergebracht werden konnten.

 **Lustige Ecke** 

Warum steht der Globus schief?

In einer Dorfschule eines südlichen europäischen Staates ist Schulinspektion. Unter anderem interessiert sich die behördliche Kontrollperson für Geographie. Er stellt sich vor die Klasse, deutet auf den vor ihm stehenden Globus und fragt:

„Warum steht der Globus schief?"

Keine Antwort. Betretenes Schweigen.

Der Herr Inspektor fragt den ersten Jungen, der mit den Achseln zuckt. Der zweite grinst verlegen und erst der dritte bequemt sich zu einer Antwort:

„Ich weiß es nicht. Ich bin es jedenfalls nicht gewesen."

Der Schulinspektor ist entsetzt und da auch einige andere Schüler eine etwaige Mittäterschaft an der Verschiebung der Erdachse energisch ablehnen, wendet er sich kopfschüttelnd und mit einem fragenden Blick an den Lehrer.

Mit einer verlegenen Entschuldigung erklärt dieser, daß er den Globus bereits in diesem Zustand vom Schulleiter bekommen habe.

Voll Zorn begibt sich der Inspektor zum Schulleiter und erzählt ihm die Erlebnisse in der Klasse, wobei er seiner Entrüstung Ausdruck gibt, daß er keine Antwort erhalten habe. Darauf entgegnet der Schulmonarch: „Ich habe es immer schon verlangt, daß derartig wichtige Lehrmittel nur in soliden Geschäften gekauft werden sollen."

*



„Du sagtest doch, daß er jeden Abend Punkt elf hier vorbeikommt!"

„Es ist ihm doch hoffentlich nichts passiert?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.